In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 24. Posen, den 22. Juli 1927. Nr. 24.

Man könnte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung alle Furcht zu benehmen suchte. Nichts in der Welt kann den Menschen sonst unglücklich machen, als bloß und allein die Furcht. Das Uebel, was uns trifft, ist selten oder nie so schlimm als das, welches wir befürchten.

Es gibt Schmerzen, wo der Mensch sich selbst nur helfen kann; ein starkes Herz will sich auf seine Stärke nur verlassen.

Friedrich v. Schiller.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers
von Reinhold Eichacker.

„Zu Hilfe! Zu Hi—i—lfe!"

Der Schrei einer Stimme im höchsten Diskant zerschnitt wie ein Messer den nächtlichen Nebel. Er schrillte, vermischt mit dem hellen Geklirr zerbrechender Scheiben und riß plötzlich ab. Die Turmuhr tat hallend und dumpf einen Schlag. Der Klang hakte sich an den Dachfirsten fest und sank in die einsame Straße hinab. Aus dem Dunkel des vordersten Hauses löste sich lautlos ein Schatten. Sekundenlang nur.

„Gemütliche Gegend, potzdonner nochmal!" klang es leise auf. „Zwei Schritte zurück, und die Scheibe fiel mir auf den bildschönen Kopf."

Der Lichtschein der Straßenbeleuchtung strich grau und tanzend vorbei und tastete über den einsamen Gast. In spukhaften Nebeln verzog sich sein Bild. Dann stockte er kurz. Erst jetzt horchte er auf das Hilfegeschrei, das deutlich im inneren Hause verklang.

Matterton drehte sich lauschend zurück. Dann ging er mit eiligen Schritten zum Tor und läutete stark. Fast gleichzeitig wachte das Treppenhaus auf. Zwei, drei Fenster warfen ihr Licht in die Nacht. Flüsternde, erregte Stimmen sprachen gedämpft an der inneren Tür. Doch regte sich nichts. Man öffnete nicht. Der Wartende schlug mit der Faust an das Holz und schellte erneut.

„Wer ist da?" kam es endlich fragend und bang.

Der andere runzelte leicht seine Stirn.

„Ein Mann, der vorbeiging und wissen will, wer und weshalb man hier schrie. Also machen Sie auf!"

Das hastige Flüstern verstärkte sich noch. Man zögerte offenbar. Dann klang das Schloß. Die Haustür öffnete sich einen Spalt. Rolf Mattertons Fuß drückte sie vollends auf.

„Verzeihen Sie!" setzte er trocken hinzu. Er orientierte sich flüchtig im Raum. Erstaunt hing sein Blick an der schlanken und vornehmen Frauengestalt, die ihn ohne Furcht in das Treppenhaus ließ. Eine leichte Befangenheit stieg in ihm auf vor dem fragenden Ausdruck des Mädchengesichts, das ihm in dem giftgrünen Morgenkleid fremd und reizvoll erschien. Sekundenlang sprachen sie beide kein Wort. Dann lächelte sie ihren Gast ruhig an. Gutmütiger Spott zog sich um ihren Mund, als sie auf die zitternde Dienerschaft wies, die in leichter Nachtkleidung hinter ihr stand.

„Ein Gespenst scheinen Sie also auch nicht zu sein. Bitte treten Sie näher, die Diele ist kühl!"

Er trat zögernd vor. Gewaltsam zwang er die Gedanken zurück. Der Zweck und die Ursache seines Besuches in wildfremdem Haus fielen ihm wieder ein und machten ihn ernst.

„Ich bitte mein seltsames Eindringen hier zu entschuldigen!" sagte er, während er neben der jungen Frau schon durch die Vorhalle schritt und dann stehen blieb. Sein Blick strich dabei über kostbare Wandmalereien und Teppiche hin, in denen er Zeugen des guten Geschmacks und seltenen Reichtums der Hausherrin sah. „Mitternacht ist zwar im allgemeinen keine Besuchszeit, doch kann —"

Der Blick der jungen Frau lag wohlgefällig und ohne Befangenheit auf seinem sonnenverbrannten Gesicht, das unter dem Blondhaar noch rassiger schien.

„Ihr Besuch rechtfertigt sich selbst," fiel sie ihm ohne Eile ins Wort. „Sie haben jedenfalls das Hilferufen gehört —"

„Und das Herabfallen der Fensterscheiben gespürt —"

„Ich würde an Ihrer Stelle wahrscheinlich genau so gehandelt haben. Schließlich kann man ja in solcher Situation nicht einfach weitergehen, nicht wahr? Im übrigen erklärt sich die Sache sehr einfach. Fast lächerlich," fügte sie leise hinzu. Ein deutlicher Vorwurf lag in ihrem Ton. „Meine Gesellschafterin, Miß Robertson, ist etwas ängstlich und hat wohl zu lebhaft geträumt diese Nacht."

„Sie tun mir unrecht, Miß Hoogh, — ganz gewiß! Kein Traum, — ein Gespenst war's! So glauben Sie's doch!"

Verwundert sah Matterton hinter den Schrank. Dort kauerte eine geduckte Gestalt im Nachtgewand, zitternd vor Kälte und Furcht, und preßte die Hände beschämt vors Gesicht. Rolf Matterton fühlte sich plötzlich befreit, als sänke ihm lautlos ein Alp von der Brust. Das Mißtrauen, das noch bisher in ihm war, der leise Verdacht, daß vielleicht mit der Frau, die so ruhig und selbstbewußt neben ihm schritt, Verbindung mit einem Verbrechen bestand, empfand er auf einmal als schmerzende Last, die er um so lieber und freudiger ließ, als ihm seine Lage jetzt komisch erschien. Mit einem gewinnenden Lächeln des herrischen Mundes sah er sich erneut nach der Hausherrin um. Ihr Blick, der gedankenvoll auf ihm geruht, glitt schnell wieder ab. Ein leichtes Erröten stieg in ihre Stirn. Mit zögernder Geste wies sie auf den Stuhl.

„Bitte nehmen Sie Platz, Herr . . .?"

Er sah ihren Blick und verneigte sich kurz.

„Sie haben recht, gnädige Frau, mich an meine Unhöflichkeit zu erinnern. Mein Name ist Matterton."

Sie kniff ihre Augen im Nachdenken zu.

„Matterton? Matterton? Wo tue ich doch diesen Namen gleich hin?“ Ein Schein der Erinnerung hellte sie auf. „Ach so — ja — jetzt weiß ich's! Ich hörte ihn nur. Ihr Namensvetter, der Allerwelts-Sportsmann und Indienforscher, fiel mir einen Augenblick ein. Die Zeitungen schreiben ja dauernd von ihm. Sie sagten doch Matterton? Sind Sie verwandt?“

„Ja, leider!“ gab er leicht verlegen zurück und machte dabei ein verschmitztes Gesicht. Sein lachendes Auge sah voll zu ihr auf. „Ich bin's nämlich selbst!“

„Wie? Sie? Noch so jung?“ Doch sie schämte sich gleich ihres Temperaments.

„Sie hielten mich für einen Greis, gnädige Frau?“

„Nein — Fräulein nur, bitte. Ines van Hoogh,“ berichtigte sie.

Sein Blick dankte ihr.

„Sie haben ganz recht —,“ setzte sie schnell hinzu, die Frage war dumm. Ihre Abenteuer, von denen jetzt alle Welt spricht, erlebt nur ein Mann, der noch kräftig und jung ist.“ Sie zögerte kurz. „Es ist doch zu toll, wie der Zufall oft spielt, der mich so um Mitternacht in meinem Hause mit Ihnen bekannt macht — und —“

Hinter dem Schrank tauchte plötzlich ein weißes Gesicht mit fiebernden, furchtsamen Augen hervor.

„Es gibt keinen Zufall, Miß Hoogh, glauben Sie! Es ist alles Schicksal. Ich weiß es genau!“

Rolf Matterton drehte sich auflachend um.

„Ach so — wir vergaßen ja ganz Ihre Miß.“

Ines van Hoogh gab dem Hauspersonal diskret einen Wink. Das Mädchen zog sich mit dem Diener zurück. Rolf Matterton lachte die Hausdame an.

„Träumen Sie öfter so lebhaft wie heut?“

Sie zuckte zusammen und stand hastig auf, die Bettdecke notdürftig um ihren Leib.

„Ich träumte doch nicht, nein! Es ist alles wahr! Ich schlief nur ganz leicht, und da schreckte ich hoch — von einem Geräusch. Das Fenster stand offen. Es fiel mir gleich auf. Ich mache es immer beim Schlafengehen zu. Erst sah ich noch nichts . . . dann war's plötzlich da! . . .“

Ihr Blick war von Grauen geweitet und starr.

„Ein Totenkopf war's — an der anderen Wand. Er stand einmal still — dann bewegte er sich — zur Flurtür hin — kam wieder zurück — schlich dicht an mein Bett . . . Ich konnte nicht schreien. Ich war wie gelähmt. Die Kehle wie zugeschnürt . . . rührte mich nicht. Dann sah ich nichts mehr von dem Totengespenst. Ich sprang plötzlich auf. Ich weiß ja nichts mehr. Ich schrie wohl dabei . . . Auf einmal war wieder der Totenkopf da . . . dicht vor meiner Hand. So wie Sie jetzt vor mir. Ich hörte ein Klirren — zerbrechendes Glas — und lief wie gejagt aus dem Zimmer hinaus . . . Dann fand mich Miß Hoogh.“

Ihre Stimme schlug um vor Erregung und Furcht.

Matterton hatte ihr stumm zugehört. Das spöttische Lächeln verschwand immer mehr. Sein Antlitz war ernst. Ein stahlharter, forschender Glanz war darin. Er stand ruhig auf.

„Würden Sie mir einmal gestatten, das Zimmer zu sehen?“ bemerkte er kurz.

Ines van Hoogh schien leicht überrascht.

„Ja — gewiß — aber glauben Sie denn wirklich auch, daß ein Geist, ein Gespenst?! . . .“ Sie lachte dabei.

„Gespenst, oder nicht, — ich prüfe gern selbst! In diesem Bericht fällt mir mehreres auf. Wenn es Sie nicht stört, möchte ich jenen Raum . . .“

„Aber gern!“ fiel sie ihm belustigt ins Wort. „Ich bin ja gewöhnt, in einem Gespensterpalais wie diesem zu leben. Mit Schlafen ist's diese Nacht doch wohl vorbei . . . Also kommen Sie mit in das Zimmer hinauf! Die Liebe zum Abenteuer steckt einem Rolf Matterton ja wohl im Blut.“

Sein Blick streifte lächelnd den spöttischen Mund.

„Ich suche das Abenteuer, gewiß! Und dieses sucht mich. Ich danke dem Schicksal, wenn es so wie heut —“ Er sprach es nicht aus, und sie fragte ihn nicht. Sie ging nur mit schnelleren Schritten voraus.

Vor dem Zimmer der Miß blieb Rolf Matterton stehen. „Bitte, warten Sie hier!“

In seiner Hand blitzte der Browning kurz auf. Mit einem Ruck stieß er die Türe zurück. Das Zimmer sah dunkel und fremd in den Flur. Miß Robertson stieß ihren Arm in die Luft und preßte sich totenbleich gegen die Wand.

„Da! — Da!“ schrie sie auf. „Da ist er — der Kopf!“ Rolf Matterton hatte ihn auch schon gesehen. Er drehte den Schalter. Das Licht flammte auf und badete alles in friedlichem Rot. Vorsichtig und auf Ueberraschung gefaßt, ging Matterton quer durch den länglichen Raum.

„Nicht! Nicht!“ stöhnte draußen die zitternde Miß. „Es ist noch darin!“

Ines winkte ihr ab und folgte verwundert Rolf Mattertons Tun.

Er schien fast enttäuscht und streifte die Wand mit der tastenden Hand. Dann ging er zum Fenster und prüfte das Bett. Er hatte den Totenkopf deutlich gesehen. Beim ersten Blick schon. Gleich beim Oeffnen der Tür. Und nun war er fort! — Ganz langsam, den Blick immer scharf geradeaus, griff er an der Türe zum Schalter hinauf . . . Im Augenblick, wo die Beleuchtung erlosch, stand wieder der Totenkopf drüben im Raum. Kein Totenkopf eigentlich, eher ein Stück — die Hälfte vielleicht. —

Mit plötzlichem Sprung schnellte Matterton vor . . . In dumpfem Fall schloß sich das Dunkel um ihn. —

(Fortsetzung folgt.)

Kurtchens Fahrt nach dem Osten.

Auf der Fahrt nach Warschau.

Vater hatte mir versprochen, wenn ich im Polnischen eine Zwei bringe, dürfe ich mit nach Wilna. Es wurde bloß eine Zwei bis Drei, aber ich durfte doch. Nur muß ich den ganzen Tag polnisch sprechen, damit es das nächste Mal eine Zwei wird, und weil wir doch mit dem polnischen Lehrerverein reisen. Fünfzig Menschen — und alle können perfekt polnisch! In der Klasse ist das nicht so schlimm; da kann bloß der Lehrer. Ich werde immer nur höflich „dzień dobry“ und „tak“ und „nie“ sagen; da merkt keiner, wie wenig ich kann.

Vater sagt, daß man in Posen menschenwürdig und nach europäischem Zuschnitt lebe; im Osten sei das anders. Ich fragte: „Wieso?“ Da antwortete er, das solle ich selbst beobachten und dann Tagebuch führen — aber auf polnisch, das sei eine gute Uebung.

O weh — Tagebuch, wie ein verliebter Backfisch. Aber Vater besteht darauf. Na, ich schreibe deutsch, das geht schneller, und zu Hause übersetze ich es; da habe ich wenigstens ein Wörterbuch. Wie sich Vater das so denkt!

Ich habe schnell rausgekriegt, was im Osten anders ist. Der Westen von Polen hört gleich hinter Stralkowo auf. Dann kommt Slupca; das war früher russisch. Von da an gibt's keine Wasserleitung mehr auf den Bahnhöfen, sondern bloß eine Tonne mit einem Hahn, und wenn man sich ein bißchen die Hände waschen will, dann kommt ein Beamter und schimpft, ob man etwa denke, hier sei eine Badeanstalt? Das sei nur Trinkwasser. Eine von unseren jungen Damen, die alle nicht auf den Mund gefallen sind, sagte ihm, daß sich bei uns in solchem trüben Wasser keiner baden würde. Der Beamte schimpfte noch mehr, und der Zug fuhr weiter. Noch etwas ist anders: Bei uns steht W. C. an der Tür. Aber Vater sagt: „Darüber spricht man nicht.“

Sonst habe ich auf der Fahrt nach Warschau nichts Besonderes gesehen. Immerzu Felder, dazwischen ein paar Bäume oder Strohhütten. Auf einer kleinen Station wollte eine Herde von mindestens tausend schreienden Gänsen durchaus zwischen den Waggons durchlaufen, und die kleinen Burschen, die sie hüteten, hatten alle Mühe, sie zurückzuhalten. Das sah sehr komisch aus. Eine junge Dame, die mehr poetisch veranlagt war, fand es entzückend, daß die Gänse so weiß, der Himmel so blau und die Wiese dahinter so grün war. Meinetwegen brauchte der Himmel gar nicht so blau zu sein. Oder man konnte wenigstens die Fenster aufmachen. Aber irgend eine stellte immer fest, daß es ziehe. Es ist doch ein Elend mit dem Weibervolk an einem Sommertag in einem Eisenbahnwaggon! Vater sagt das auch immer.

Aber Vater schien diesmal von der Hitze gar nichts zu spüren. Er sprach viel mit zwei jungen Damen, d. h. eigentlich nur mit einer von ihnen. Sie ist sehr hübsch. Aber für mich wäre sie wohl zu alt. Ich bin doch erst dreizehn, und sie ist schon Lehrerin. Mit mir spricht sie auch gar nicht, bloß mit älteren Herren von zwanzig an. Vater hat ihr gesagt, sie habe schelmische Augen. Nun guckt sie ihn immer furchtbar verliebt an. Na, wenn ich das der Mutter

erzähle! Vater kriegt acht Tage lang Klopse. Die mag er nämlich nicht.

Von ihrer Freundin wird sie „Schmetterling“ genannt.

Und mich hat der Rabenvater einer älteren Dame überlassen, die mich bis aufs Blut ausfragt. Ich soll recht vorsichtig sein, hat Vater gesagt. Aber sie weiß schon alles, was sie wissen wollte. Jetzt nennt sie mich Kurtchen und spricht deutsch mit mir. Ich kriege sicher noch Haue von den anderen. Aber ich kann nichts dafür. Ich habe nicht angefangen. Ich habe immer „tak“ und „nie“ gesagt.

Nach Warschau ist es sehr weit. Wir fahren schon neun Stunden und sind immer noch nicht da. Es ist allerdings kein Schnellzug. So ist es billiger, und man darf länger fahren. Aber zuletzt wird es doch langweilig. Sogar den jungen Damen, die doch immerfort schwatzen und lachen. Zwischendurch nehmen sie einen Spiegel aus dem Handtäschchen und stellen fest, daß sie „unmöglich“ aussehen; dann reiben sie sich mit duftenden Flüssigkeiten das Gesicht ab und zeigen triumphierend, wie schwarz das Taschentuch davon geworden ist. Dann pudern sie sich, bis sie ein Gesicht haben wie eine Porzellanpuppe, schneiden noch ein paar Fratzen in den Spiegel und finden, daß sie nicht mehr ganz so unmöglich aussehen.

Eine hat sich noch weißer gepudert als alle anderen. Schön ist sie nicht, aber wohl sehr liebebedürftig. Sie hat sich schmachtend an einen jungen Herrn gelehnt und tut, als ob sie schläft. Die ältere Dame, die mich Kurtchen nennt, sieht böse hinüber und verrät mir, daß der Herr ihr Neffe ist. Das kriegen mit der Zeit auch die anderen raus, und sie hat ihren Spitznamen weg, nämlich „Ciocia“ — die Tante.

In Warschau.

Auf dem Bahnhof in Warschau baten ein paar junge Damen, die sich wohl schämten, nicht in der Landeshauptstadt geboren zu sein, man möchte doch nicht immer so öffentlich „Posen“ rufen, wenn zum Sammeln geblasen würde. Also verabredete man als Losungswort „Welle 270“, um sich vor den Warschauern nicht zu blamieren. Denn Posen kommt doch für diese Regionen gleich nach Preußen.

Die Koffer wurden auf einen Lastwagen geladen, und wir gingen zu Fuß, hübsch in Reih und Glied wie ein Schulausflug, was ich sehr liebe, durch die Straßen der Hauptstadt. Da ist zuerst die Marszalkowska, in der mehr Menschen herumlaufen als bei uns auf dem Plac Wolnosci, aber auch andere. Ein paar elegante Leute sind ja dabei, aber in der Hauptsache sind es Juden mit krausen, schwarzen Bärten und Haarlöckchen vor den Ohren, im langen Kaftan, die jüngeren in hochgeschlossenen schwarzen, gegürteten Blusen; dann barfuß gehende, sehr ärmlich gekleidete Frauen, die sich ihr Kind in einem Tuch vorn umgebunden haben, damit sie es nicht zu tragen brauchen. Vor jedem dritten Hause steht ein Straßenhändler, der abscheulichen Tinnef verkauft. Ganze Straßen lang liest man an den Geschäften nur jüdische Firmen, deutsche Namen in polnischer Orthographie, wie Zylberstajn, Kac usw.

Im Sächsischen Garten sitzen Juden auf allen Bänken und bestaunen uns wie ein Meerwunder, obgleich schon ohnehin mehr Menschen als Bäume dort zu sehen sind. Manche treten aus Neugier ganz dicht heran, damit ihnen ja nicht die geringste Kleinigkeit entgeht.

Auf dem Theaterplatz steht ein riesiges Theatergebäude. Vater sagt, das sei imposant. Aber das Pflaster ist so wie bei uns in der Bogdankastraße.

Jetzt biegt man in die Senatorska ein. Ich hatte mir allerdings unter diesem eleganten Namen nicht so eine enge, krumme Gasse vorgestellt. In einem dieser hohen Häuser sollten wir uns vermenschlichen zum Mittagessen. Aber das war leichter gesagt als getan. Es war nur eine Waschschüssel da; die war von einem Dutzend Damen umgeben, eine wartete immer schon auf die andere, und sie behinderten sich gegenseitig so, daß jede eine halbe Stunde brauchte. Die anderen schimpften, die Herren lauerten, ob sich vielleicht eine Gelegenheit ergeben würde, die Hände eine Sekunde unter die Wasserleitung zu halten. Drei der Damen hatten sich fein gemacht, das heißt von Grund aus gewaschen, umgezogen, die Haare gebrannt, immer umgeben von dem Gewühl der dreißig übrigen — da geht es weiter in die Straße „Nowy Swiat“, zum Essen. Die Empörung der Ungewaschenen ist grenzenlos. Die Herren trösten sich mit einem nachsichtigen Lächeln. Wir Wilde sind eben doch bessere Menschen.

Es gibt Kalbsbraten mit Nudeln, Kartoffelbrei und Spinat. Oder zur Auswahl Klopse.

Ich esse ja lieber Kalbsbraten, aber die anderen wohl auch. Ich kriege Klopse. Vater sagt, im Restaurant sollte man überhaupt nie Klopse essen, ganz abgesehen von sonstiger natürlicher Abneigung. Er kriegt auch Klopse. Nur daß es in Warschau nicht Klopse heißt, sondern „Bitki“. Ich esse gern Nudeln und Spinat. Aber die anderen auch. Ich kriege die Kartoffeln. Aber ein gebildeter Mensch ißt, was man ihm vorsetzt, und kümmert sich nicht darum, was die anderen bekommen. Vater hatte auch bloß Kartoffeln. Unsern Salat holte einer vom anderen Tischende weg, wo schon zwei Schüsseln standen. Mir gegenüber sitzt ein dicker Mann, der aussieht wie ein Fleischer, und sich die halbe Schüssel Spinat auf seinen Teller packte, so daß die Augen der „Tante“ vor Entsetzen immer mehr aus dem Kopfe quollen. Bis die Schüssel zu ihr kam, war auch wirklich nichts mehr drin. Der dicke Mann stützte sich mit beiden Ellenbogen auf den Tisch und sprach gar nichts, sondern aß nur immerfort. Die beiden Damen rechts und links von ihm konnten sich nicht rühren.

Vater sprach sehr viel. Neben ihm saß Panna Schmetterling. Sie hatte Kalbsbraten mit Nudeln und auch Spinat. Ich finde ja, Vater hätte ruhig gleich ein bißchen für seinen Sohn mitsorgen können. Es ist nicht leicht, immer nur gut erzogen zu sein, wenn es die anderen nicht auch sind.

Nach dem Mittagessen ging jeder auf eigene Faust in Warschau auf Forschungsreisen. Mit uns war Panna Schmetterling und irgend ein junger Herr, der neben mir herging und gar nichts sagte, weil er sehr aufpassen mußte, wie oft sich Panna Schmetterling, die mit Vater voraus war, nach ihm umdrehte. Dann war in einem Straßenübergang ein großes Gewühl, und von da an ging Vater mit mir, und Panna Schmetterling mit dem jungen Herrn. Vater sagte auch nichts, sondern horchte bloß immerfort, was die beiden da vorn sprachen. Aber das ging nicht recht. Dann kam wieder ein Straßenübergang, und nachher waren die beiden anderen gar nicht mehr da, und Vater machte ein verdrießliches Gesicht.

Wir gingen eine lange, breite Allee, die Ujazdowska, entlang und kamen endlich an den Lazienki-Park. Dort ist am Eingange angeschrieben: „Der Eintritt ist nur Leuten in sauberer, europäischer Kleidung gestattet.“ Vater sagt, das sei ein Verbot für die Juden. Und das Bild ist dort infolgedessen auch ein ganz anderes als im Sächsischen Garten.

Das Schloß kann man bloß bis 3 Uhr besichtigen. Aber ich war sowieso reichlich müde. Wir setzten uns auf eine Bank vor dem Sommertheater am Teich und hörten von weitem die Klänge einer Gartenrestaurant-Kapelle.

Ein Mädchen in einem lavendelblauen Kleid kam ganz allein vorüber, eine brennende Zigarette in der Hand, und blickte Vater sehr freundlich an. Aber er sah nach der anderen Seite und murmelte so etwas wie: „Dumme Gans!“ Ich weiß gar nicht, warum er so ärgerlich war. Vielleicht weil sie die Zigarette in der Hand hatte? Ich soll ja auch nicht rauchen.

Gleich nach den Lazienki kommt das Lustschloß Belweder, das sich der Großfürst Konstantin einst gebaut hat, und nicht weit davon, auf der anderen Seite der Allee die Kadettenschule, von der der Aufstand des Jahres 1831 ausging. Vater sagt, ich solle mir so etwas besonders gut merken, das stärke das Verständnis für die polnische Geschichte.

In Warschau sind die Todesanzeigen an den Litfaßsäulen angeklebt. Ich fragte Vater, warum nicht auch die Verlobungsanzeigen; da meinte er, das sei vielleicht manchmal gefährlich.

Dann setzten wir uns in die Elektrische und fuhren über die Poniatowski-Brücke. Die ist ein bißchen länger als unsere in Posen; denn zuerst führt ein ganzer Stadtteil unter ihr durch und dann noch die Weichsel, die bei Warschau wohl dreimal so breit ist als die Warthe bei Posen. Auf der rechten Seite ist eine riesige Badeanstalt mit Strandleben für die Reichen, 2 Zloty pro Person, auf der linken eine kleine für die Armen, 50 Groschen pro Person. Mitten auf der Weichsel fährt ein großer Dampfer, und man hat Zeit, sich alles genau anzusehen, denn die Elektrische fährt ganz langsam, da die Brücke seit dem Kriege immerfort repariert wird.

Dann fährt man durch die Vorstadt Praga; kahle Häuser, schrecklich viele spießbürgerliche oder gar mangelhaft bekleidete Menschen in den Straßen und Hausfluren; Obstbuden und sonstiger Straßenhandel, Kinos, Kneipen, Bahnhöfe. Dann geht's über eine zweite Brücke in die Stadt zurück, ohne auszusteigen; aber eine neue Fahrkarte muß man kaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sohn Adams.

Altes englisches Märchen.

Ein Mann arbeitete einmal einen ganzen Tag hindurch. Es war sehr heiß, und er grub. Nach und nach hielt er inne, um auszuruhen und sein Gesicht abzuwischen; und er war sehr ärgerlich darüber, daß er so hart arbeiten mußte — und wegen nichts und wieder nichts als wegen Adams Sünde. So klagte er also bitterlich und gebrauchte sogar ein paar sehr scharfe Worte über Adam.

Da geschah's, daß ihm sein Herr zuhörte und ihn fragte. „Weshalb tadelst du Adam? Du hättest es genau so getan wie Adam, wenn du an seiner Stelle gewesen wärst!“

„Durchaus nicht,“ versetzte der Mann, „ich hätte besser gehandelt.“

„Gut, ich werde dich auf die Probe stellen,“ sprach sein Herr, „komme zur Mittagszeit zu mir.“

So rückte also die Mittagszeit heran, und sein Herr führte ihn in ein Gemach, in welchem ein Tisch stand, der mit guten Dingen aller Art reich beladen war. Und er sprach zu ihm: „Nun wohl, du kannst von allen Schüsseln am Tische soviel essen, wie du Lust hast; aber rühre die Schüssel nicht an, die in der Mitte des Tisches zugedeckt ist, bis ich zurückkomme.“ Und mit diesen Worten ging der Herr hinaus und ließ den Mann allein.

So setzte sich unser Mann also nieder und tat sich gütlich und aß ein bißchen von dieser Schüssel und ein bißchen von jener, und es schmeckte ihm ausgezeichnet. Aber nach einem Weilchen, als sein Herr nicht zurückkam, begann er die zugedeckte Schüssel anzuschauen, und er wurde neugierig, ihren Inhalt zu erforschen. Er wurde immer neugieriger und neugieriger und sagte sich endlich: „Es muß etwas ganz Köstliches darin sein. Weshalb soll ich denn gerade dies nicht anschauen dürfen? Ich will es gewiß nicht anrühren. Da ist wohl sicher nichts dabei, wenn ich es bloß anschaue.“ So konnte er sich schließlich nicht mehr zurückhalten, und er lüftete den Deckel ein klein wenig; aber er konnte durchaus nichts sehen. Da lüftete er den Deckel noch ein bißchen mehr, und siehe: da sprang eine Maus heraus. Der Mann versuchte, sie zu

fangen, aber sie entlief ihm. Sie sprang vom Tisch und er vergeblich hinter ihr her. Dann rannte sie zuerst in eine Ecke und im Augenblick, als er dachte, daß er sie gefangen hätte, in eine andere, und dann wieder unter den Tisch und durch's ganze Zimmer. Unser Mann stolperte, sprang herum und schlug vergeblich nach der Maus. Dann jagte er sie rundherum mit solchem Krach, daß schließlich auch sein Herr es merken mußte.

„Nun," sprach er, „wirst du hoffentlich nie mehr den guten, alten Adam tadeln!"

---

100 Jahre Baedeker.

Im Jahre 1801 wurde Carl Baedeker, der Sohn eines Buchhändlers und Buchdruckers in Essen geboren. Im Jahre 1827 gründete er in Coblenz eine eigene Buchhandlung und im Jahre 1829 gab er den ersten Baedeker, einen Führer durch Coblenz, heraus. Drei Jahre später, im Jahre 1832, veröffentlichte er „Eine Rheinreise von Mainz bis Cöln, Handbuch für Schnellreisende". Mit diesen beiden Werken hatte Carl Baedeker die Eigenart seines Verlages begründet, der heute in aller Welt bekannt ist. Diese Bücher sind für Reisende, die nicht über genügende Vorkenntnisse verfügen, ein wertvolles und beliebtes Hilfsmittel geworden, um sich über die Sehenswürdigkeiten einer Stadt schnell und sicher zu orientieren.

Im Jahre 1839 erschienen die Bücher über Belgien und Holland, 1842 Deutschland und der österreichische Kaiserstaat. 1844 die Schweiz, 1855 Paris. Im Jahre 1859 starb Carl Baedeker, und seine Söhne Ernst, Carl und Fritz führten das Werk ihres Vaters fort. Sie zogen hevorragende Gelehrte zur Mitarbeit heran, und die Bücher wurden zu einer wertvollen Quelle des Wissens für jedermann. Ueber die Entstehungsgeschichte des ersten Reisehandbuches für Spanien erzählt Fritz Baedeker:

„Die erste Niederschrift lieferte der durch seine norwegischen und schwedischen Reiseschilderungen, auch durch eine spanische Reisebeschreibung bekannte Ludwig Passarge. Diese Schrift wurde nach einer redaktionellen Durchsicht meinerseits, zum Teil auch ohne Aenderungen, gesetzt. Mit diesem Druck bereiste ein langjähriger kunsthistorischer Mitarbeiter, Dr. Probing, das Land abermals und berichtigte ihn nach seinen Erfahrungen in kunstgeschichtlicher Hinsicht auf Grund der ebenfalls in Korrekturabzügen vorliegenden Uebersicht der spanischen Kunst, die der Verlag von Prof. Carl Just erhalten hatte. Den Artikel „Madrid" bearbeitete A. Dresser, der langjährige Sekretär der deutschen Botschaft in Madrid, zweimal im Laufe der Jahre, ebenfalls zuerst auf Grund der Passargeschen Niederschriften, neu. Die Beschreibung und Würdigung der Gemäldegalerie im Prado hatte den bekannten Kunstkenner Dr. Wilhelm Bode zum Verfasser (von ihm sind auch die Beschreibungen der Galerien in Stockholm, Kopenhagen, St. Petersburg usw. in den ersten Auflagen der betr. Bände). Doch mußte der Text infolge wiederholter Neuordnungen der Sammlungen mehrmals umgearbeitet werden. Dann gingen die Korrekturabzüge an eine Anzahl in Spanien und Portugal ansässiger Deutschen zur Durchsicht. Da mir die Darstellung immer noch zu breit war, ich auch bei der Vergleichung des Textes mit den Karten und Plänen vielerlei zu ändern fand, so arbeitete ich den Text nochmals durch, wobei ich, ohne meines Erachtens Wesentliches wegzulassen, an drei Bogen herausredigierte . . ."

Heute liegt die Leitung des Hauses Baedeker in den Händen der Enkel des Gründers. In allen Sprachen wurden die kleinen Wegweiser übersetzt, und in den Händen der Reisenden aller Völker finden wir die roten Bändchen.

Aus aller Welt.

Die verjüngte Sängerin. Die Gräfin Kinsky, bekannt als Opernsängerin Ilka Polmay, hat sich bei Professor Voronoff einer Verjüngungsoperation unterzogen und will nun wieder auf die Bühne zurückkehren. Sie ist 63 Jahre alt und hat sich bis vor kurzem als Inhaberin eines kleinen Tabakladens ernährt. Bei ihrem ersten Auftreten sollen sogar ihre engsten Freunde von ihrer Jugend überrascht gewesen sein.

Lebensgefährliche Feiertage in Amerika. Die Dreitagesfeier des Unabhängigkeitstages in Amerika hat nach den bisherigen Feststellungen über 250 Personen das Leben gekostet neben Hunderten von Verletzten. Der größte Teil der Todesfälle ist auf Automobilunfälle zurückzuführen. Auch durch Feuerwerksexplosionen wurde eine Reihe von Personen getötet. Auch von 17 Ertrunkenen wird berichtet.

350 000 M. Reichszuschuß für das Dessauer Bauhaus. Der Verwaltungsrat der Reichsfürsorgegesellschaft hat beschlossen, der Stadt Dessau für Versuchsbauten unter Leitung des Direktors des Dessauer Bauhauses Professor Gropius einen Betrag von 300 000 Mark zur Verfügung zu stellen. Die Zuwendung an das Bauhaus ist deshalb von besonderer Bedeutung, als aus den vom Reich zur Verfügung gestellten Mitteln bisher nur Frankfurt a. M. und Stuttgart Beträge für Versuchsbauten erhalten haben. Die Stadt Dessau wird sofort mit dem Bau von 150 Einzelfamilienhäusern unter Leitung des Bauhauses beginnen. Das Bauhaus erhielt ferner vom Reich einen einmaligen Zuschuß von 50 000 Mark zur Ausprobierung besonderer Baumaschinen.

Die „Affentreppe". Mit diesem sonderbaren Namen bezeichnen nach dem Bericht Köhlers die Eingeborenen von Brasilien eine Pflanze, und zwar eine zu den Leguminosen gehörende Lianenart, die häufig in den Urwäldern anzutreffen ist. Diese Lianen, Bahinia genannt, unterscheidet sich von den mit langen rankenden Stengeln versehenen übrigen Schlingsträuchern dadurch, daß sie einen richtigen Stamm besitzen. Dieser Stamm nun ist wiederum deshalb charakteristisch, daß er wellenförmige Biegungen aufweist, und da auf diesen Biegungen besonders gern die Affen auf und ab laufen, hat der Volksmund der ganzen Pflanze den Namen „Affentreppe" gegeben.

Lilienfein-Uraufführung in Koblenz. Das Koblenzer Stadttheater (Intendant Herbert Maisch) hat die neue Komödie von Heinrich Lilienfein „Freiheit wider Willen" zur alleinigen Uraufführung in der kommenden Spielzeit erworben.

Eine Ganghofer-Thoma-Bühne. Die Brüder Schultes, Mitglieder des einstigen in allen deutschsprechenden Ländern bekannten und geschätzten Denggschen Tegernseer Bauerntheaters, das nach dem Tode seines Leiters Michael Dengg aufgelöst worden war, haben ein neues Ensemble zusammengestellt, das die alten Denggschen Traditionen wieder aufnehmen will. Die neue Truppe nennt sich „Ganghofer-Thoma-Bühne" und will vornehmlich das Andenken dieser beiden Dichter pflegen, die für Michael Dengg und seine Bühne ihre ersten Werke geschrieben hatten. Die neue Truppe wird diesen Sommer abwechselnd von den drei im Tegernseer Lande gelegenen Orten Egern, Wiessee und Kreuth spielen. Für August ist eine besondere Ganghofer-Thoma-Festspielwoche geplant.

Der verschwundene Bräutigam. Der Schauplatz ist Zürich. In einem eleganten Hotel findet ein Hochzeitsdiner mit vielen Gästen statt. Man gibt sich den Freuden der Tafel hin, Reden werden geschwungen, viele Flaschen werden geleert. Plötzlich nähert sich der Oberkellner dem Bräutigam, flüstert ihm etwas zu. Der Bräutigam entschuldigt sich bei seiner Braut: er wird ans Telephon gerufen, das sich im Nebenzimmer befindet. Es dauert ja nur einen Augenblick. Sie läßt ihn lächelnd gehen, unterhält sich mit ihrem andern Nachbar. Der Bräutigam bleibt sehr lange aus, die Braut sieht sich etwas beunruhigend nach ihm um. Sie wird sogar ein klein wenig ärgerlich: Wo mag er nur bleiben? Allmählich merkt auch die Gesellschaft, daß der Bräutigam fehlt. Einer erhebt sich, um sich nach ihm umzusehen. Am Telephon ist er nicht. Man sucht das ganze Hotel ab, er ist spurlos verschwunden, ohne irgend eine Nachricht zu hinterlassen. Und alles Warten nutzt nichts, — Stunde um Stunde verrinnt, ohne daß er zurückkehrt. Endlich am späten Abend entschließt sich der Vater der Braut, das Verschwinden des Bräutigams der Polizei anzuzeigen. Nach beschwerlichen Nachforschungen konnte diese mitteilen, daß der Bräutigam sich zu seiner bisherigen Geliebten begeben habe, und diese auch nicht wieder zu verlassen gedenke. Daß seine eben angetraute Frau sofort die Scheidungsklage einreichte, ist selbstverständlich. Immerhin ist es ungewöhnlich, daß so ein fix und fertiger Operettenstoff auf der Straße liegt.

Ein einräderiges Motorrad soll von einer italienischen Firma auf den Markt gebracht werden. Es handelt sich um ein sehr eigentümliches Fortbewegungsmittel: Der Fahrer ist nämlich mitsamt dem Motor und der ganzen Maschinerie innerhalb des Rades plaziert, das demnach um ihn herumkreist. Die Motorradfahrer sollen großes Interesse für das neue Fabrikat bezeigen.

Fröhliche Ecke.

Ein Semmelkrieg. Als die Alt-Wiener Bäckermeister beschlossen hatten, die Semmeln kleiner zu machen, erschien der berühmte Meister Nestroy in einem Frack auf der Bühne, dessen Knöpfe durch Miniatur-Semmeln ersetzt waren. Darob große Aufregung in der Bäckergenossenschaft, die den Komiker gerichtlich belangte. Nestroy wurde tatsächlich zu 48 Stunden Arrest wegen Beleidigung eines ehrsamen Standes verurteilt. Als er nach Abbüßung seiner Strafe zum erstenmal wieder auftrat, ließ er sich von einem Gegenspieler fragen, wie es ihm denn im Karzer ergangen, und ob er dort nicht Hunger erlitten hätte. „O, nein," antwortete Nestroy, „die Tochter des Gefängniswärters, die in mich verliebt ist, schob mir immer Semmeln durch das Schlüsselloch zu." Die Genossenschaft betrachtete sich als hinlänglich blamiert und unterließ es daher, noch weitere Debatten mit dem Komiker heraufzubeschwören.

*

„Baum"kuchen. Richter: „Schämen Sie sich nicht, Angeklagter, in dieser schweren Zeit auch noch Ihre teure Ware mit Sägemehl zu verfälschen?" — Zuckerbäcker: „Verzeihung, Herr Gerichtsrat, ich hatte die Ware ausdrücklich als Baumkuchen bezeichnet."

*

„Schwarz"brot. Kundin: „Aber, Herr Bäckermeister, Sie kneten ja den Teig, ohne sich vorher die Hände gewaschen zu haben?" — Bäcker: „O, das macht nichts: Es wird ja Schwarzbrot daraus gebacken."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.